

Haben wir einen Jugendkomplex?

Ein Gespräch mit Professor Roland Eckert

Sind unsere gesellschaftlichen Verhaltensmuster nicht übermäßig von der Fixierung auf positiv wie negativ gewertete Erscheinungen in der Jugend geprägt? Die Frage scheint uns gerade angesichts sich ausbreitender jugendlicher Gegenkulturen und der weithin hilflosen Reaktion der Erwachsenen darauf von einigem Interesse zu sein. Inwieweit trifft sie aber überhaupt zu und wo liegen, soweit sie zutrifft, die Gründe dafür? Wir sprachen darüber mit dem Soziologen Roland Eckert. Eckert ist Professor für Soziologie an der Universität Trier. Die Fragen stellte D. A. Seeber.

HK: Jugend, Herr Professor Eckert, scheint in unserem gesellschaftlichen Klima ein schlechthinnerer Bezugspunkt, um nicht zu sagen allgemeiner Maßstab für das Lebensgefühl zu sein. Die Jugend will niemand verlieren und jeder will sie, ob Partei, Kirche, Gewerkschaft oder Markt, gewinnen. Jeder glaubt sich ohne ihr Wohlwollen verloren. Warum ist das eigentlich so?

Eckert: Die wichtigste Ursache dafür sehe ich darin, daß niemand mehr sich der Jugend sicher sein kann. Der Generationenzusammenhang, wie er die Menschheit durch Jahrtausende begleitet, hat sich heute gelockert. Tenbruck hat dies vor zwanzig Jahren plausibel erklärt: Jugendliche werden allein schon durch die Schule in altersgleiche Gruppen zusammengefügt. Ältere Leute leben ebenfalls mehr unter sich. Erwachsene werden durch Arbeit und Freizeit auch nicht mehr zwangsläufig in eine Nachbarschaft mit Jugendlichen gebracht. Man überläßt also Jugendliche in stärkerem Maße sich selbst, und insofern muß jede geistige, politische und religiöse Tradition sich sorgen, ob die Jugend ihr Erbe auch übernimmt. Gleichzeitig aber, und das wäre der nächste Grund, sind wir eine Gesellschaft, die sich in rapidem sozialem Wandel befindet und die deshalb Erfahrungen entwertet und neue Lernkapazitäten aufwertet ...

HK: Das würde bedeuten eine relativ starke Verselbständigung der Jugend als in sich geschlossener Generationenzusammenhang durch frühe Herauslösung aus der Familie bzw. der Gesellschaft der Erwachsenen. Aber erklärt das auch die Maßstäblichkeit, die für das gesamtgesellschaftliche Klima von der Jugend ausgeht bzw. der Jugend zugebilligt wird? Es sind ja nicht nur alle gerne jung, sondern alles, was innerhalb der Jugend geschieht, wird in positivem oder negativem Sinne furchtbar wichtig genommen. Manchmal sieht es sogar so aus, als ob wir so ziemlich allesamt nicht nur einer Art Jugendlichkeitswahn huldigen, sondern geradezu einen Jugendkomplex hätten.

Eckert: Vielleicht kann man es so formulieren: Der einzelne Mensch stabilisiert sein Verhalten heute nicht mehr in dem Maße durch Traditionen wie in früheren Gesellschaften, sondern viel stärker über Moden. Er gewinnt Verhaltenssicherheit am ehesten durch Zustimmung zu dem, was jeweils „in“ ist. Jugend kann dabei leichter Anschluß halten ...

„Die Jungen haben sozusagen andere Innovationskapazitäten frei“

HK: Weil junge Menschen mehr Bewegungsfreiheit haben und in ihrem Rollenspiel noch nicht so sehr festgelegt sind?

Eckert: Die Jungen haben sozusagen noch mehr Kapazitäten für Innovationen frei. Sie sind noch weniger festgelegt in „Tradition“. Da aber auch für die Angehörigen der älteren Generation Verhaltensstabilisierung außerhalb der Berufswelt über wechselnde Moden erfolgt (wie wohl als erster Riesman herausgefunden hat), erhalten Jugendliche bzw. junge Erwachsene in mancher Hinsicht eine Vorreiterfunktion. Sie prägen die Mode, die später dann auch von anderen übernommen wird.

HK: Haben Jugendliche gerade dadurch, daß sie sich durch Schule, Familienstruktur und Freizeitverhalten stärker und früher verselbständigen in dem Sinne noch wirklich Vorreiterfunktion für Erwachsene? Angesichts des Trends zu Subkulturen sieht es eher danach aus, als ob sich junge Leute ihre eigenen Gettos bauen würden.

Eckert: „Die Jugend“ hält sehr unterschiedliche Vorbilder für die Gesellschaft bereit. Zumindest drei Typen wären zu unterscheiden: In erster Linie der „junge Erwachsene“, also der schon leistungsstarke, aber noch bewegliche, flexible, innovationsfähige „Nachwuchsmanager“, der durch sein Können und sein Verhalten Zukunft verspricht. Er hat sein weibliches Pendant: die sportliche Boutique-Kundin in „Jeans und Abendkleid“. Das jedenfalls ist das Bild von Jugendlichkeit, das Wirtschaft und Werbung uns vorführen. Es ist deutlich zu unterscheiden von dem Typen des „Protestierers“ oder gar des „Aussteigers“. Doch auch diese wirken stimulierend auf das Lebensgefühl von Erwachsenen, denn sie verfügen über ein größeres Maß an Freiheit, an Ungebundenheit, als viele Erwachsene es leben können. Sie leisten sich den Protest oder den Ausstieg, den auch Erwachsene manchmal und insgeheim ersehnen.

HK: Aber eigentlich stehen ja, wenn man das gesamte Lebensgefühl nimmt, dem auch einige kräftige, nicht minder bedeutsame Kontrapunkte entgegen. Vielleicht ist das zu weit hergeholt, aber wir sind Spätgeborene einer langen Entwicklung, leben in einer Spätkultur mit viel Erfahrungen hinter uns und vielen Zweifeln vor uns. Von daher leuchtet es eigentlich gar nicht ein, warum gerade unser Lebensgefühl von einer Glorifizierung „der“ Jugend oder der Fixierung auf sie geprägt sein sollte.

Eckert: Ich schätze Gehlens Begriff der Spätkultur ebenso wenig wie Adornos Begriff des Spätkapitalismus, weil uns in beiden Fällen Prognosen über ein nahendes Ende ange-sonnen werden. Auch ist es nicht das erste Mal in der Geschichte, daß sich die Jugend in dieser Weise als Leitbild in den Vordergrund schiebt. Wir hatten dies in der Antike, in der Renaissance und im Sturm und Drang. Wenn man überlegt, was damals dieser Idolisierung von Jugendlichkeit zugrunde gelegen hat, so fällt nicht zuletzt die jeweils für einige Bevölkerungsgruppen angewachsene freie Zeit ins Auge. Die athenische Adelsjugend verfügte über viel Freizeit seit der Gründung des Attischen Seebundes. Nachdem sie von der Arbeit der Sklaven lebte, konnte sie sich ausgiebig dem zuwenden, was heute als Selbstverwirklichung in vieler Munde ist. Gegenwärtig ist es ähnlich. Es gibt viel Freizeit. Junge Leute sind dabei weniger festgelegt. Sie können die verbreiterten Chancen für Kreativität nutzen, haben ein großes Maß an Freiheit und können diese (z. B. in den Geschlechterbeziehungen) gegenüber früher auch vielfältiger realisieren. Auf diese Weise werden dann auch Vergleichsmaßstäbe für die Älteren gesetzt.

HK: Liefse sich das auch so interpretieren, die Jugend lebt vor, was wir uns heute selbst als kreative Möglichkeiten einer Freizeitgesellschaft vorstellen, und das fasziniert und macht zugleich Angst?

Eckert: Die Selbstverwirklichungschancen oder die Freiheiten, die heute der Jugend offenstehen, sind größer als in früheren Zeiten; Einschränkungen, die Jugendliche früher hinnehmen mußten, die Tatsache etwa, daß sie kaum ein eigenes Einkommen hatten, daß ihnen sexuelle Beziehungen verwehrt wurden, daß sie nicht reisen konnten, sind heute weitgehend gefallen. Man kann deshalb wohl die These wagen, daß gegenüber dem, was Jugendlichen heute möglich ist, das spätere Erwachsenenalter von vielen eher als eine Festlegung, damit als Einschränkung, als Eingrenzung, ja vielleicht als „Verarmung“ empfunden wird. Erwachsene verlieren ihre Zeitsouveränität, sie sind an den Acht-Stunden-Tag gebunden, sie unterliegen am Arbeitsplatz den Anweisungsbefugnissen anderer Menschen, die sie sich nicht ausgesucht haben. Sie haben von dem freien erotischen „Markt“ Abstand genommen, wenn sie eine Familie gegründet haben. Sie sind möglicherweise nicht mehr im gleichen Maße körperlich leistungsfähig, ihre Zukunftsperspektiven haben sich eingengt. Schon mit dem Ergreifen eines Berufes haben sie viele andere Möglichkeiten und Lebensentwürfe ausschei-

den müssen. Denn jede Verwirklichung ist Verzicht auf andere Möglichkeiten.

HK: Das führt aber umgekehrt, von konjunkturellen, wirtschaftlichen und Bildungsproblemen einmal ganz abgesehen, bei Jugendlichen selbst zu Barrieren, wenn es gilt, sich überhaupt in Richtung eines Berufes entscheiden zu müssen. Ich weiß zwar nicht, ob sich das empirisch erhärten läßt, aber daß sich Jugendliche schon rein subjektiv, psychologisch, schwerer tun als früher, sich für einen bestimmten Beruf oder überhaupt für einen Beruf zu entscheiden, dürfte gegenwärtig eine Alltagserfahrung sein. Hat also so manche Berührungsangst Jugendlicher mit den Lebensbedingungen der Erwachsenen nicht mit dieser Schwierigkeit zu tun?

Eckert: Man könnte sogar sagen, daß es in der heutigen Gesellschaft schwerer geworden ist, erwachsen zu werden, und daß dies für viele ein schmerzhafter Prozeß sein kann ...

„Die heute protestierende Jugend ist pessimistisch im Hinblick auf die eigene Zukunft“

HK: ... schwerer geworden, aber nur aus Angst vor Festlegung oder weil die objektiven Rahmenbedingungen schwieriger geworden sind oder auch weil die Generation der Erwachsenen den Jungen gegenüber sich so verhält, daß es den Jugendlichen schwerer werden muß? Um zu verdeutlichen, was ich meine: Angesichts der Reichhaltigkeit der materiellen und kulturellen Ressourcen, die Erwachsene Jugendlichen vielfach ohne viel anderes Rüstzeug zur Verfügung stellen, kann bei jungen Leuten leicht der Eindruck entstehen, alles, was man sich als Leben vorstellt, eigentlich schon zu haben. Wenn alles schon irgendwie da ist, entsteht ja wenig Lust, darüber hinauszugehen, herrscht eher der psychologische Zwang vor, das Vorhandene gegen Veränderungen im Sinne von mehr Eingrenzung verteidigen zu müssen.

Eckert: Wenn wir einen Beruf ergreifen, eine Familie gründen, tauschen wir gleichsam ein Stück „Freiheit“ gegen „Sicherheit“ um. Der Kurswert beruflicher Sicherheit kann freilich auch wieder steigen, wie wir seit acht Jahren sehen.

HK: Rezessionen sind also wirksame Umerzieher? Aber verzeihen Sie, vielleicht ist die Frage zu anstößig.

Eckert: Anstößig wäre eher die Realität selbst: So berichten Ausbilder von einer Anpassungsbereitschaft der Auszubildenden, die sie 1970 nicht mehr für möglich gehalten hätten und die ihnen gelegentlich sogar Angst macht.

HK: Und in welcher Weise äußert sich dieser Trend? Ich frage das deshalb, weil es vielfach offenbar ja beides nebeneinander gibt: die Angst, beruflich leer auszugehen bzw. zu kurz zu kommen, und den Unwillen, sich auf be-

rufliche Zukunft ohne Klagen über Leistungsstreß überhaupt einzulassen.

Eckert: Im Vergleich zu Erwachsenen sind Jugendliche freier – aber auch vogelfreier. Heute bekommen sie diese Nachteile stärker zu spüren und entwickeln darum eher Lebensangst. Die 68er Rebellen hatten keine Lebensangst, die 80er Rebellen haben sie.

HK: Ist das nicht nur ein gradueller Unterschied? Ich meine, hatten die 68er wirklich keine? Auch damals gab es bitterernste Gesichter und Klagen über die Sinnlosigkeit gesellschaftlicher Existenz, wenn nicht des Daseins ...

Eckert: Nein, ich glaube, es hat sich grundlegend geändert. Die 68er waren noch von dem Marcuseschen Pathos getragen, daß jetzt der Sprung von dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit möglich sei ...

HK: ... aber man kann sich ja auch aus Lebensangst aus der Realität in eine Utopie flüchten. Ich glaube, das geschieht heute und geschah damals, wenn vielleicht auch weniger bewußt ...

Eckert: Dem muß ich widersprechen: Die 68er zweifelten nicht an ihrer persönlichen Zukunft. Sie waren davon überzeugt, daß sie es sind, die die neue Welt gestalten werden. Demgegenüber ist die protestierende Jugend heute mit ihrem Slogan „no future“ pessimistisch im Hinblick auf die eigene Zukunft, was angesichts der Bevölkerungsentwicklung, der wirtschaftlichen Entwicklung, der Zukunft der modernen Zivilisation insgesamt ja auch nicht unrealistisch ist. Insofern glaube ich, daß sich die teilweise Privilegierung des Jugendalters gegenüber dem Erwachsenenalter, die sich in den 50er und 60er Jahren herausgebildet hat, heute wieder relativiert.

„Die Erweiterung des Jugendalters ist eine schlichte Konsequenz der Erweiterung des Schulsystems“

HK: Vielleicht, Herr Professor Eckert, sollten wir hier fortfahren, schon weil ich trotz meiner Eingangsbemerkung zur Gegenwartsgesellschaft als einer Spätkultur Ihren Pessimismus in bezug auf die Gesamtentwicklung unserer Zivilisation so nicht teilen würde. Aber ich habe schon längere Zeit einen Zwischenruf auf der Zunge, der hier vielleicht deswegen paßt, weil Sie sagen, in den 70er Jahren habe sich eine Grundströmung im Sinne bereits einer Abwendung von der Idolisierung von Jugend entwickelt. Gab es aber gerade in diesem Jahrzehnt nicht auch Tendenzen, die den Jugendkult, verbunden mit einer Erweiterung des Jugendalters, verstärkten, z. B. die Frauenbewegung, jedenfalls soweit sie emanzipatorisch ist? Man hat den Eindruck, daß hier Jugend geradezu kopiert werde, auch im Sinne des Ausbruchs in die reichere Vielfalt von Selbstverwirklichungsmöglichkeiten, die Jugendlichen zur Verfügung stehen.

Eckert: Die Erweiterung des Jugendalters ist eine schlichte Konsequenz der Erweiterung des Schulsystems

und des Bildungssystems insgesamt. Diese gibt immer mehr Menschen die Chance, ihr Verhältnis zu sich selbst, zur Gesellschaft und das Verhältnis der Gesellschaft zur Natur zum Thema zu machen, gleichsam Raum für „Selbstthematierung“ zu gewinnen.

HK: ... nur für Selbstthematierung oder für Selbstverwirklichung?

Eckert: Selbstthematierung ist freilich nur *eine* Form von dem, was Menschen als Weg zur Selbstverwirklichung erfahren. Mit ihr aber ist – um das Bildungssystem herum – ein großes reflexives Potential innerhalb der Gesellschaft entstanden. Das bedeutet natürlich auch: Thematisierung der Rollen der Geschlechter. Wir haben eine Untersuchung über junge Ehepaare durchgeführt. Es kam deutlich heraus, daß die Abkehr von traditionellen Mustern im Hinblick auf die Rollen von Mann und Frau abhängig ist von der Länge der Ausbildung. Die Konfession hat nichts zu sagen, Ort und Ortsgröße spielen kaum eine Rolle; der Faktor, der eigentlich den Abbau der klassischen Rollenstereotype am allerstärksten beeinflusst, ist: Ausbildung. In ihr werden offenbar Chancen der Selbstdefinition geschaffen, die von nicht wenigen dann auch wahrgenommen werden. Also: Nicht die Frauenbewegung, sondern die Erweiterung des Bildungssystems verlängert die Jugendphase. Gleichzeitig entstehen hier reflexive Potentiale, die dann auch der Frauenbewegung zugute kommen.

HK: Dennoch – und das muß Ihrer Darstellung der Gründe und Motive nicht widersprechen – besteht der Eindruck, die Frauenbewegung sei jedenfalls in Habitus und Lebensgefühl weitgehend ein Pendant zum heutigen „Jugendstil“ und insofern immer noch auch mit ein Ausdruck einer einseitigen Idealisierung jugendlichen Lebensgefühls.

Eckert: Das trifft nur vordergründig zu. Sie haben insofern recht, als die Frauenbewegung in ihrem Erscheinungsbild heute noch zumeist recht jugendlich aussieht. Aber es kommen gerade im Zuge zu mehr Natürlichkeit (zugegeben ein Element, das auch in der Jugendbewegung eine Rolle spielt) auch wieder Verhaltensweisen zu Ehren, die das klassische Arsenal jugendlicher Verhaltensmuster überschreiten. Zum Beispiel wird das individuelle Alter in der Frauenbewegung nicht mehr kaschiert, die Frauen lehnen es ab, sich so kindlich darzustellen, wie es von den Petticoat-„Puppen“ der 50er Jahre erwartet wurde. Die Existenz als Mutter oder als werdende Mutter wird nicht verborgen, sondern eher dramatisiert. Das alles deckt sich mit „Jugendstil“ überhaupt nicht.

HK: Um zur Ausgangsfrage zurückzukommen: unser ganzes bisheriges Gespräch war, wenn auch streckenweise unausgesprochen, bestimmt von dem Kontrast: Jugendidolisierung, Jugendimitation auf der einen, ein neues Negativbild in der Jugend von der Wirklichkeit her auf der anderen Seite. Müssen wir das einfach nebeneinander stehenlassen, sind beide Haltungen gleich bestimmend oder

ist letztere zum Teil einfach auch ein Spaltprodukt der ersteren, insofern Idealisierung von Jugend gesellschaftlich auch zur Vergrößerung dessen führt, was Jugend an Negativität zum Ausdruck bringt oder gar darstellt?

Eckert: Hier muß ich zunächst einmal wiederholen, daß ich die zivilisatorische Entwicklung in der Tat für bedrohlich halte, daß ich also etwa die Prognosen, die in dem Report für die Carter-Administration „Global 2000“ gestellt worden sind, nicht für unrealistisch und die faktische Entwicklung der Waffentechnologien auch hinsichtlich der tatsächlichen Risiken ihrer Einsetzung für ausgesprochen gefährlich halte. Es kann sein, daß wir Erwachsenen die Bedrohlichkeit dieser Entwicklung durch 35 Jahre Friedenserfahrung in einem stärkeren Maße verdrängt haben als Jugendliche, für die diese Erfahrung nicht mehr so viel bedeutet, weil sie den Krieg vorher nicht erlebt haben.

HK: Kann es nicht aber auch so sein, daß die geschilderten Bedrohungen bewußtseinsmäßig von Jugendlichen gar nicht so vollzogen werden, wie vielfach angenommen wird, sondern daß hier Bewußtsein in sekundärem Sinne über die Medien und über die verschiedenen anderen Ströme sekundärer Bewußtseinsbildung erst „gemacht“ wird?

Eckert: Hier ist zu unterscheiden zwischen Prozeß und Ergebnis: Die politischen Entscheidungsprozesse, etwa in der Stadtplanung, sind für Jugendliche schwer durchschaubar; die Zusammenhänge der Weltwirtschaft sind für uns alle nicht ohne weiteres verständlich; und die Logik der Abschreckung ist auch für Wissenschaftler nur noch spieltheoretisch einzuholen. Aber sehr wohl sichtbar oder vorstellbar sind für sie und uns die Resultate, also das, was erreicht oder nicht verhindert werden konnte: die Slumbildung in den Innenstädten, die Kluft zwischen Überfluß und Elend und die mehrfache „Chance“, den Erdball in die Luft zu sprengen.

„Wir müssen die Lebenssituationen angehen, in denen sich die Jugendlichen selbst befinden“

HK: ... Ängste werden also um so größer, je deutlicher das mögliche Resultat, je undeutlicher aber die Mechanismen der Entscheidungsfindung erkennbar sind?

Eckert: Genau so sehe ich es. Und das gilt nicht nur für die atomare Rüstung und das Verhältnis zu den Entwicklungsländern, sondern gerade auch für „hautnahe“ Fragen: Arbeitslosigkeit, Konkurrenzdruck in der Schule, Wohnungsraumvernichtung usw. Dort aber, wo „Verantwortungsethik“ wegen der Anonymität der Vorgänge individuell nicht mehr zum Zuge kommen kann, bleibt in der Ohnmacht oft nur Zynismus – oder aber „Gesinnungsethik“ und symbolische Handlung.

HK: Ohne die aus diesem Zusammenhang kommenden Ängste leugnen oder auch nur verharmlosen zu wollen, möchte ich doch fragen, ob Zustände jugendlichen Unbe-

hagens und Tendenzen der Verweigerung nicht noch mehr mittelbare oder auch unmittelbare Reaktion auf die eingangs geschilderten reichhaltigeren Mittel der Lebensgestaltung sind. Eine Gesellschaft, die sehr vieles konsumfertig, abrufbereit hält, weckt bei jungen Leuten nicht nur Freude und Befriedigung, sondern eben auch Langeweile und macht sie dann selbst, vielleicht nicht geistig immobil, aber seelisch antriebsarm.

Eckert: Das muß man noch differenzieren. Die jugendliche Freizeitwelt oder die jugendliche Freizeitkultur hält sehr viele Wahlmöglichkeiten bereit, denen gegenüber z. B. die Existenz etwa eines Büroangestellten ausgesprochen triste erscheinen muß. Wer von Freitagabend bis Sonntagnacht ein freies Leben führen konnte, dem wird der Montagmorgen möglicherweise um so bitterer. Wenn man mit Jugendlichen spricht, reagieren sie häufig sehr aggressiv auf die Verhältnisse im Betrieb und klagen über Demütigungen, Manipulationen und Ausbeutung. Ich nehme ihnen das als ihre Erfahrung ab, glaube aber nicht, daß die betrieblichen Strukturen vor 50 oder auch nur vor 30 Jahren besser und menschenfreundlicher gewesen sind als heute. Vielmehr gehe ich davon aus, daß sie heute anders erfahren werden. Der Gegensatz gleichsam zwischen der „Disco-Welt“ und der Arbeitswelt, wie beide sich dem Jugendlichen darstellen, ist schärfer geworden. Und schließlich darf man eines nicht übersehen: Die Aufstiegschancen von Jugendlichen sind heute viel schlechter als etwa vor 15 Jahren.

HK: Das sind sicher einschneidende Veränderungen der Zukunftsperspektiven. Ich frage mich aber, ob nicht gerade bei jüngeren Jugendlichen, ich denke an die Generation der gymnasialen Oberstufe oder auch an manche Jugendliche im Lehrverhältnis, ein sehr viel ursprünglicherer Mangel an Antriebskraft wirksam ist, als er durch Katastrophenangst und schlechte Berufsaussichten entsteht. Ist denn der Eindruck so ganz falsch, daß eine sehr konsumtive Grundorientierung Jugendlicher in besonderer Weise Sinnprobleme schafft mit der Folge, daß die schlechten Zukunftsaussichten als Schutzbehauptung für eine nicht bewältigte Gegenwart dienen? Und noch eins, bestärken wir die Jugendlichen nicht zusätzlich in dieser Art von Problemverarbeitung dadurch, daß wir aus Enttäuschung über das nie einlösbare eigene überpositive Bild von Jugend alles Negative bei ihr überbewerten oder jedenfalls wichtiger nehmen, als es bewußt jedenfalls gemeint ist?

Eckert: Ich glaube, daß die Jugend im Hinblick auf Leistungsbereitschaft überhaupt keine Einheit darstellt, sondern daß in der jugendlichen Freizeitwelt wie auch in der Schule Selektionsprozesse stattfinden, die zu sehr unterschiedlichen Gruppen von Jugendlichen und später auch Erwachsenen führen. Es ist klar, daß heute im Bildungssystem größere Konkurrenz herrscht als früher. Das hängt mit der Ausweitung der Chancengleichheit zusammen. Je mehr Leute in das Schulsystem eingeschleust werden, und je knapper freie Positionen in den Spitzen der gesell-

schaftlichen Schichtungspyramide sind, um so stärker wird die Konkurrenz. Und überall, wo es Konkurrenz gibt, gibt es Gewinner und Verlierer. Wir erzeugen heute sowohl erfolgreiche und darum dann auch weiterhin erfolgsmotivierte Schüler und daneben aber auch immer mehr Schüler, die in der Konkurrenz, in den Ausscheidungswettbewerben Mißerfolg hatten und deren Angst dann weiteren Mißerfolg nach sich zieht. Erfolg oder Mißerfolg bleiben uns ja nicht äußerlich. Sie wachsen uns zu und beeinflussen unsere Identität. Insofern glaube ich, daß es sehr unterschiedliche Sorten von Jugendlichen gibt. Darunter ist sicher eine beträchtliche Gruppe, die sich selbst als erfolglos erlebt hat und darauf dann genau so antwortet, wie Sie es beschrieben haben. Aber ich glaube nicht, daß man diese Gruppe zur Jugend insgesamt verallgemeinern darf. „Jungmanager“ und „No-Future-People“: Beide werden in unserem Schul- und Freizeitsystem erzeugt – und zwar systematisch.

HK: Aber liegt ein Teil der Problematik nicht gerade darin, daß über die Prozesse der öffentlichen Meinungsbildung die beschriebenen Erfolglosengruppen verallgemeinert werden und – oder sehe ich das falsch? – in ihrem Verhalten nochmals verstärkt werden, indem man ihnen die Ausweglosigkeit ihrer Lage über das Mikrofon noch einmal drastischer schildert oder sie entsprechend danach abfragt, als es der tatsächlichen Situation entspricht?

Eckert: Generell prämiert das System der Massenmedien nicht die Regel, sondern die Ausnahme mit Aufmerksamkeit. Und genau wie das Protestverhalten (das ich ja nicht eigentlich als resignativ bezeichnen würde) über die Medien verstärkt wird, wird in anderen Sendungen, die stärker mit den Problemen der Arbeitslosigkeit befaßt sind, provozierendes Desinteresse, provozierende Hoffnungslosigkeit zur Attitüde verstärkt und bestimmt dann die Perzeption. Aber Arbeitslosigkeit, Drogen und Heimatlosigkeit von Jugendlichen gibt es auch unabhängig von ihrer Darstellung. Zynisch wäre doch wohl die Behauptung, nicht die Not, sondern nur ihre Darstellung sei das Problem ...

HK: Wenn ich an das zurückdenke, was Sie über den schärfer gewordenen Gegensatz von Freizeitwelt und Arbeitswelt gesagt haben, dann zeigt sich darin wohl auch ein beträchtlicher Wandel in den Werthaltungen. Das kann sowohl positiv oder negativ sein. Liegt aber gerade im Umgang mit Heranwachsenden und jungen Menschen das vorrangige Problem nicht darin, daß nicht nur Werthaltungen weniger tradiert werden, sondern daß Jugendlichen vielfach das pädagogische Korrektiv fehlt? Die Folge scheint mir häufig eine übermäßige Politisierung von Jugendfragen zu sein. Manches Problem, das vielleicht durchaus die Chance hätte, in der Kinderstube gelöst zu werden, erhält so oft eine übermäßige und durchaus fragwürdige politische Bedeutung.

Eckert: Werte kann man nicht verschreiben, Werte kann man auch nicht pädagogisch „implantieren“. Unsere Werte hängen sehr eng zusammen mit der jeweiligen Le-

benssituation, mit Erfahrungen, die wir gemacht haben, mit Ängsten und Hoffnungen, die dabei entstanden sind. Es ist wahrscheinlich auch durch mutige Erziehung kaum möglich, die leistungsbezogenen Werte der Aufbaugeneration an die jungen Leute weiterzuvermitteln. Denn in der von ihnen erfahrbaren Lebenssituation brauchen sie diese Werte nicht so wie diejenigen, die in Schwarzmarkt und Trümmerbergen ihr Fortkommen suchen mußten und es im Marshallplan-Boom dann fanden. Auf dem Kongreß „Eine Generation später“ hat z. B. Hermann Lübke beklagt, daß gerade leistungsbezogene Werte erodieren. Darauf antwortete Bernhard Bueb, Leiter des Landschulheims Salem, aus seiner Erfahrung ebenso plausibel: Wenn man Jugendliche in entsprechende Lebenssituationen versetzt, dann eignen sie sich genau die Werte an, die von Lübke vermißt wurden. Wenn man also diesbezüglich Sinnvolles tun will, muß man die Lebenssituation angehen, in der die Jugendlichen selbst sich befinden, und dann für deren Situation eine plausible bzw. sinnstiftende Handlungschance finden. Es können nicht von außen Werte „angesonnen“ werden.

„Wenn man generelle Ratschläge geben will, muß man erst einmal berücksichtigen, daß die Erziehungsmacht der Familie abgenommen hat“

HK: Darauf wollte ich auch gar nicht hinaus. Ich möchte keine Werte implantieren, und natürlich sind Werte auch situationsabhängig. Aber gibt es selbst in einer Zweigenerationenfamilie nicht genügend „normale“ Lebenssituationen, in denen Jugendliche im Umgang mit Erwachsenen Werthaltungen einüben können? Und wenn Sie sagen, die leistungsbezogenen Werte der 50er Jahre können nicht mehr tradiert werden, weil sie so nicht mehr gebraucht werden, dann wollten Sie vermutlich nicht sagen, daß leistungsbezogene Werte in unserer Gesellschaft überhaupt nicht gebraucht werden ...

Eckert: Nein, keineswegs, die werden sehr wohl gebraucht, aber sicherlich nicht von solchen Jugendlichen, denen man gar keine Chance zur Leistung gibt.

HK: ... aber es gibt doch auch Phänomene einer generellen Leistungsverweigerung, die zwar beklagt, aber im öffentlichen Bewußtsein einfach hingenommen werden, ohne daß viel nach deren pädagogischem Hintergrund gefragt würde. Müßte hier der pädagogische Spielraum nicht besser genutzt werden durch schrittweise Einübung?

Eckert: Ja, aber durch die Herstellung von realen Lebenssituationen und nicht durch preußische Rhetorik oder besser: rhetorisches Preußentum. Deshalb glaube ich z. B., daß man es sich nicht leisten kann, Jugendarbeitslosigkeit weiter ansteigen zu lassen, sondern daß man zu neuen Mitteln greifen muß, damit Jugendliche erfahren, daß ihre Leistung auch gebraucht wird; damit sie etwas schaffen können, das ihnen selbst und anderen als sinn-

voll erscheint. In der Arbeitslosigkeit vor einem halben Jahrhundert hat der Soziologe Rosenstock-Huessy mit dem schlesischen Wandervogel die freiwilligen Arbeitsdienste begründet. Das war eine sinnvolle Sache, selbst wenn sie durch die Nazis in Arbeitszwang verwandelt wurde und darum der Begriff heute tabuisiert ist. In dem Moment, wo reale Handlungsmöglichkeiten bestehen, werden Jugendliche, die noch nicht völlig demoralisiert sind, auch entsprechende Leistungswerte wieder aufbauen. Dann kann man auch mit Erfolg an solche Werte appellieren. Sie können das bei den „Instandbesetzern“ beobachten, die sich illegal ihren „Sinn“ in Form von Mauerwerk und Wasserleitungen schaffen.

HK: Auch auf die Gefahr hin, jetzt impertinent zu sein; wäre mehr Prophylaxe nicht hilfreicher als so manche trotz ihres relativen Nutzens etwas künstlich anmutende Therapie? Ich würde nochmals unterstreichen, was Sie sagten: Wertevermittlung bzw. die Praktizierung von Werten ist situationsabhängig. Und natürlich gibt es Funktionslücken im Primärbereich, in Familie, Schule, Nachbarschaft usw., die Erfahrbarkeit und Einübung erschweren. Aber Mitmenschlichkeit z. B. kann man eigentlich in jeder menschlichen Gemeinschaft lernen. Es müssen ja nicht gerade wirtschaftsbezogene Leistungswerte sein ...

Eckert: Ich bin mir ganz sicher, daß junge Menschen überall dort, wo Situationen hergestellt werden, in denen sie den Sinn von Solidarität, von Mitmenschlichkeit, von Hilfe, von Einsatz unmittelbar erfahren können, auch darauf eingehen. Viele von ihnen engagieren sich ja in einem erstaunlichen Maße und mit großer Selbstverständlichkeit nicht nur in Dritte-Welt-Läden oder Demonstrationen, sondern z. B. auch im Umgang mit Kranken und Behinderten. Wenn zudem, wie ich glaube, das überkommene „Erziehungskartell“ aus Familie, Nachbarschaft, Kirche, Schule und Betrieb Erziehungsmacht verloren hat gegenüber der sehr diffusen Welt der Massenmedien, der Wirtschaftswerbung und der Jugendkulturen – dann werden Aufforderungen an die Familien oder an die Kirche oder an die Schule, hier mehr zu tun, vielfach ins Leere gehen. Selbstverständlich kann man Eltern, die ihre Kinder einfach laufen lassen, sagen, so geht es nicht. Aber vielfach sind Eltern ohnmächtig gegenüber dem, was läuft, weil andere Erziehungseinflüsse stärker sind und weil die Kinder sich schon sehr früh aus dem Zusammenhang der Familie herauslösen.

HK: Aber es gibt auch genügend Beispiele von Familien mit noch ausreichender Bindungskraft ...

Eckert: Ganz sicher, wenn man aber generelle Ratschläge geben will, muß man erst einmal berücksichtigen, daß die Erziehungsmacht der Familie insgesamt abgenommen hat. Ein Schulsystem läßt sich nicht auf den „guten“ Lehrer gründen, der es „dennoch“ schafft, die Schüler zu motivieren; die Familienerziehung generell nicht auf die „intakte“ Familie, die die Balance zwischen innerem Halt und äußerer Freiheit zu wahren weiß.

„Hinter den neuen Erfahrungen tauchen wieder alte Fragen auf“

HK: Um nochmals zum Ausgangspunkt, Verherrlichung der Jugend und Ängstigung durch sie zurückzukehren: Ist ein Erklärungsgrund für die Idealisierung der Jugend wie der Verhinderung einer sachgemäßen Auseinandersetzung mit ihr auch immer noch ein kaum kaschiertes Unterlegenheitsgefühl Erwachsener gegenüber Jugendlichen wegen des raschen technischen und gesellschaftlichen Wandels? Junge haben da trotz des Aufkommens einer antitechnischen Grundstimmung weniger Anpassungsschwierigkeiten, kommen leichter mit als ältere. Das läßt neidvoll, aber auch besorgt auf die Jungen schauen.

Eckert: Ich bin skeptisch gegenüber diesem Gedanken, soweit er den Aspekt Technik betrifft, weil hier die Erwachsenen in der Regel aufgrund ihrer Berufspositionen doch einen stärkeren Zugriff haben. Es könnte natürlich sein, daß in einzelnen Bereichen die Aufnahmekapazität Jugendlicher den Erwachsenen davonläuft, daß sich im Umgang mit Mikroprozessoren der 14jährige Sohn schon besser auskennt als dessen Vater, der als Ingenieur in der entsprechenden Firma arbeitet. Da steht natürlich der Vater etwas staunend und leicht resignativ davor. Aber ich glaube nicht, daß sich das verallgemeinern läßt.

HK: Eine letzte Frage: Hat Verherrlichung der Jugend und Ängstigung durch sie, Maßstäblichkeit der Jugend für alle Lebensalter und Bereiche nicht auch etwas mit der Verdießseitigung des Lebenssinnes zu tun? Für eine radikal diesseitig orientierte Gesellschaft ist wohl nur natürlich, daß sie sich auf Jugend fixiert und Alter oder gar Krankheit und Leid tabuisiert. Denn Alter hat diesseitig gesehen keine Zukunft. So wären Jugendkult und Jugendlichkeitswahn ein Ausdruck versteckter Selbstwert- und Selbsterhaltungsprobleme ...

Eckert: Vermutlich ist die Verdießseitigung des Lebenssinnes selbst von dem größeren und reichhaltigeren Angebot an Lebensmöglichkeiten verursacht. Ganz unterschiedliche – ästhetische, erotische, intellektuelle, sportliche, politische – Erfahrungsmöglichkeiten; die Begegnung mit uns selbst, mit anderen Menschen, mit anderen Ländern und Kulturen mag uns in Atem halten. Wir leben – nicht nur wirtschaftlich – in einer reichen und kulturell produktiven Zeit. Darf ich diese Situation etwas karikieren: Um einer öden Nachbarschaft zu entrinnen, muß sich uns nicht mehr der Himmel im barocken Deckengemälde der Dorfkirche öffnen.

Ich glaube aber, und dafür scheint mir der Entwicklungsweg vieler Jugendlicher doch deutliche Hinweise zu geben, daß gerade hinter all diesen neuen Erfahrungen auch wieder alte Fragen auftauchen. Gerade sie dringen durch das reichhaltiger gewordene Diesseits hindurch zu transzendenten Fragen. Die Konjunktur von Meditation, die Hinwendung zu Sinnfragen scheint mir doch so etwas wie eine zeitgeschichtliche Wende anzukündigen.

HK: Kippt hier wirklich schon eine kulturelle Entwicklung um oder handelt es sich nicht vielmehr um eskapistische Varianten einer – verzeihen Sie, wenn ich den Ausdruck nochmals gebrauche – konsumtiv sich verbrauchenden Spätkultur?

Eckert: Das ist das alte Problem: wann Quantität in Qualität umschlägt. Die Faszination des Diesseits hat ihre Grenzen, auch wenn es da und dort quasi religiöse Funktionen übernommen hat. Wenigstens atmosphärisch scheint sich etwas zu verändern. Die Fragwürdigkeit einer

nur weltimmanenten Sinnorientierung wird gerade angesichts greifbar werdender Bedrohungen größer. Aber auch davon abgesehen scheinen mitten in aller Diesseitskultur wieder Fragen an das Jenseits dieser Kultur hochzukommen. Und auch das ist keineswegs geschichtlich etwas Einmaliges, wenn Sie etwa an Buddha oder an Franziskus denken. Gerade die intensive Erfahrung des Diesseits hat immer wieder zur Thematisierung von Leiden und Tod und deren Bewältigung geführt – und damit über sich selbst hinaus. Ich habe den Eindruck, daß diese geschichtliche Erfahrung sich gegenwärtig wieder bestätigt.

Dokumentation

Die Frau in Kirche und Gesellschaft

Ein Wort der deutschen Bischöfe

Aus Raumgründen konnten wir in den vorausgegangenen Heften das auf ihrer Herbstvollversammlung verabschiedete Dokument „Zu Fragen der Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft“ (vgl. HK, November 1981, 592) nicht veröffentlichen. Wegen der sicher langfristigen Bedeutung des Themas und des relativ starken Echos, das das während fast vier Jahren vorbereitete Papier in der Öffentlichkeit gefunden hat, holen wir die Veröffentlichung des Wortlauts hier nach.

I. Herausforderung der Zeit – Herausforderung des Glaubens

In der Enzyklika „Pacem in terris“ (1963) hat Papst Johannes XXIII. drei besondere Merkmale unserer Gegenwart als Zeichen der Zeit gewertet.

Neben der Arbeiterfrage und den Problemen der Entwicklung der Völker nennt er die Tatsache, daß die Frau „sich ihrer Menschenwürde ... immer mehr bewußt wird“ und teilnimmt am öffentlichen Leben (Verlautbarungen des Apost. Stuhls Nr. 23, S. 22, Nr. 41). So stellt er die in allen gesellschaftlichen Schichten, in allen Völkern, Kulturen und Religionen zu beobachtende Entwicklung zur vollen Gleichberechtigung der Frau und ihrer Teilhabe und Mitverantwortung in allen Bereichen des Lebens nicht nur als gesellschaftlich bedeutsame Veränderung fest, sondern als ein „Zeichen“, durch das Gott in der Geschichte unserer Zeit wirkt und gläubige Antwort verlangt. Zu dieser Antwort ist in besonderer Weise die Kirche aufgefordert.

Die Geschichte der Menschheit und der Kirche lehrt uns, wie entscheidend es davon abhängt, daß die Frau die Gleichheit ihrer Würde und die Eigenart ihres Frauseins wahren, entfalten und in die Gestaltung von Gesellschaft und Kirche einbringen kann. Die Schöpfungs- und Erlösungsordnung verpflichtet die Kirche und alle Christen, sich mit ganzer Kraft für diese Aufgabe einzusetzen. Gerade in den tiefgreifenden Wandlungen unserer Epoche gehört die Stellung der Frau in Gesellschaft und Kirche zu den besonders drängenden Fragen und Problemen. Darum hat Papst

Johannes Paul II. während seiner Deutschlandreise die Gläubigen unseres Landes aufgerufen: „Schenkt ihr der Frau in unserer Gesellschaft und Kirche jene Bedeutung und jene Beachtung, die sie ihren hohen Auftrag erfüllen lassen für ein wahrhaft menschliches und christliches Leben“ (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 25, S. 154/155).

Sicher gab es in früheren Jahrhunderten große Frauengestalten und Gemeinschaften (weibliche Orden, Beginen-Bewegung, Adelstiftungen), die für unser Volk in den Bereichen von Erziehung, Diakonie, Politik und Kirche entscheidend gewirkt haben. In den letzten 200 Jahren ist eine breite „Frauenbewegung“ entstanden, d.h. Frauen, Frauengruppen und Frauenverbände kämpfen seither um die Anerkennung der vollen und gleichen Würde der Frau, um ihre Anerkennung und Mitverantwortung im öffentlichen Leben. Diese Frauengruppen kamen zumeist aus der Arbeiterschaft, aus bürgerlichen und intellektuellen Schichten. Sie orientierten sich je nach ihrer Herkunft an liberalem, humanistischem oder marxistischem Gedankengut. Von großer Bedeutung im Rahmen der Frauenbewegung waren die Frauen, Frauengruppen und Frauenverbände, die sich, vom Evangelium geleitet, aus christlicher Verantwortung für die Belange der Frau einsetzten. Die Bestrebungen aller dieser Frauen führten von der Forderung nach gesetzlicher und politischer Gleichberechtigung zum Anspruch auf wirtschaftliche, soziale und kulturelle Gleichstellung. Heute geht es nicht mehr nur um den gleichberechtigten Platz der Frau in der Welt der Männer, sondern darüber hinaus um die kritische Auseinandersetzung mit einer überwiegend von Männern geprägten Gesellschaft. Es geht den Frauen heute um den Aufbau einer Gesellschaft, in der Mann und Frau gleichberechtigt zusammenleben und -arbeiten, in gemeinsamer Verantwortung für die Zukunft einer menschlicheren Welt.

Die Kirche lebt in der Welt und mit der Zeit. Sie kann und darf an dieser Bewegung nicht vorbeigehen. Das II. Vatikanische Konzil, Päpste, Bischöfe, Bischofskonferenzen und Synoden haben sich daher zunehmend mit den Fragen der Stellung der Frau